

Von der Erkenntnis des Unvermögens und der Notwendigkeit, zu erkennen

„Unsere Unwissenheit ist grenzenlos und ernüchternd. [...] Mit jedem Schritt, den wir vorwärts machen, mit jedem Problem, das wir lösen, entdecken wir nicht nur neue und ungelöste Probleme, sondern wir entdecken auch, dass dort, wo wir auf festem und sicherem Boden zu stehen glaubten, in Wahrheit alles unsicher und im Schwanken begriffen ist.“
 Sir Karl Popper

Popper trifft den Nerv unserer Zeit, wenn er in Frage stellt, ob Fortschritt nicht auch mit einem gewissen Rückschritt zu neuen Fragen verbunden ist, indem sich dem fortschreitenden Wissen fortschreitend auch Fragen eröffnen, die eben aus dieser Entwicklung selbst resultieren. Dies ist in der Tat ernüchternd: Denn nie zuvor eröffnete sich dem menschlichen Intellekt eine derartige Fülle an neuen Erkenntnissen, Ergebnissen und Problemlösungen, die unsere moderne Informationsgesellschaft kennzeichnen und prägen. In der Tatsache, dass eine Erkenntnis eher provisorischen Charakter aufweist und keine absolute Wahrheit darstellt – also nicht als unumstößliche Instanz axiomatisch oder dogmatisch etwas vorgibt, was nicht hinterfragt werden kann, weil es so „ist“ – beginnt die Notwendigkeit, die Erkenntnis revidieren und dabei Neues zu entdecken. Dieses fixe „Ist“ muss in der Philosophie und anderen Wissenschaften – auch in Naturwissenschaften, die auf festgelegten Gesetzmäßigkeiten basieren – dem „Könnte sein“ weichen, das verifiziert und falsifiziert werden kann, jedoch sicherlich aufgrund seines Status als Provisorium Fragen offen lässt und neue Fragestellungen eröffnet, ja eröffnen muss.

De facto entzieht man sich dadurch den Boden der absoluten Sicherheit: In Aldous Huxleys „Brave New World“ ist eben dieser Aspekt des Fortschritts eliminiert, da Ungewissheit in Forschung wie auch sozialem und intellektuellem Leben staatlich verhindert werden, wobei Erkenntnis als Wahrheit und Stagnation als Fortschritt vorgegaukelt werden. Denn „Happiness“ und – in diesem Kontext essentieller – „stability“ sind in der Ungewissheit einer sich stets neu als Frage aufdrängenden Wirklichkeit in einer Welt der Konstrukte und Dogmen nicht erwünscht.

Jedoch: Wird ein ungelöstes Problem, eine neue Fragestellung als Resultat der bisherigen Erkenntnis und damit des Fortschritts nach der Dystopie Huxleys negiert, steht auch der Fortschritt in Frage, da ihm die Grundlage des „Sich-ständig-neu-Fragens“ und der Adaption des provisorischen „Könnte sein“ abgesprochen werden.

Hieraus ergeben sich folgende Fragen:

- Wie verlaufen Erkenntnis und – in einem weiteren Rahmen – Fortschritt?
- Inwiefern ist Ungewissheit die Gewissheit für zukünftigen Fortschritt?

Ein denkender Mensch zielt bei stringentem Denken stets auf Erkenntnis: Ganz banal gesprochen ist jeder, der innerhalb eines festgelegten Feldes oder einer Fragestellung denkt, auf dem Weg, sein Ziel zu erkennen. Dabei geht das Denken von einem äußeren Reiz, einer Sinneswahrnehmung oder einer Notwendigkeit aus, wovon man sich Schritt für Schritt nach den Gesetzen der Logik „fortdenkt“, um die Lösung der damit verbundenen Fragestellung zu erreichen, indem der materielle Ausgangspunkt sukzessiv in Teilschritte zerlegt und systematisch in bereits Bekanntes eingeordnet wird. Dabei ergibt sich zwischen dem Denkenden und dem „Angedachten“ (vgl. Heidegger) eine Subjekt-Objekt-Beziehung, die sich – im besten Fall – als geistige Annäherung beider Pole vollzieht.

Das ist wesentlich: Denn der Denkende zielt subjektiv auf eine Fragestellung und erhält dadurch eine subjektiv gefärbte Erkenntnis, deren objektiver Wahrheitsgehalt a priori in Frage stehen muss und die keine Wahrheit darstellt, weil sie sich auf das begrenzte Denkfeld ihrer Ausgangsfrage bezieht und eben von einem Subjekt stammt. Sie ist „doxa“, jedoch niemals „aletheia“ – geglaubte Erkenntnis, niemals erkanntes Wissen.

Das klingt ernüchternd: Denn auch die Wissenschaft kann sich trotz ihrer Versuche, objektiv zu urteilen, der grundlegenden Subjektivität nicht entziehen. Auch in der axiomatischen Forschung ist der Mensch denkendes Subjekt, sodass beispielsweise in naturwissenschaftlichen Versuchen stets eine Messungengenauigkeit evident ist, sobald eine These den Ausgangspunkt eines deduktiven Denkprozesses darstellt und daher auch eine „self-fulfilling prophecy“ kausal auslösen kann. Auch stellt sich die Frage, ob Naturwissenschaften zu einem gewissen Grad imstande sind, sich der Wahrheit zu nähern, weil das fixe „Ist“ per se nicht existiert. Denn indem Heisenberg in seiner Unschärferelation nachwies, dass es nicht möglich ist, das Kausalitätsprinzip uneingeschränkt auf wissenschaftliche Erkenntnis zu übertragen, implizierte er ebenso die Unschärfe der menschlichen Erkenntnis.

Jedoch: Der denkende Mensch kann, ja muss sich an die Wahrheit als höchstes Prinzip der Erkenntnis richten. Dabei liegt freilich die Wahrheit immanent im angedachten Objekt selbst, wie die griechischen „aletheia“ das „Unverborgene“ verkörpert, also das, was sich dem Menschen im Denkprozess weder verhüllt noch verschließt oder abwendet.

Die Erkenntnis ist demnach die Quadratur der Wahrheit: Erkennt man ihre essentiellen subjektiven Schwächen und revidiert man sie demzufolge, nähert man sich der Wahrheit, wie zu hoffen bleibt. Das heißt: Wer erkennt, irrt sich, um dadurch zu neuer Erkenntnis gewissermaßen als „bewegter Beweger“ angestoßen zu werden. Negativ ausgedrückt muss jede Erkenntnis bis zu einem bestimmten Grad zwangsläufig falsch sein; sie kann nur dadurch „richtiger“ werden, dass sie aus Distanz erneut betrachtet dem objektiv Richtigen angenähert wird. Freilich geschieht dies auch unter der Prämisse, die absolute Wahrheit sei außerhalb der Möglichkeiten des menschlichen Intellekts. Dies gilt auch für Axiome, welche erst verifiziert werden müssen oder wie z.B. die Messung der Lichtgeschwindigkeit eine lange Tradition der Anpassung und Korrektur erfahren, um als Konstante eingestuft werden zu können. Also: Auch die Wahrheit muss eine menschliche Hilfskonstruktion sein, es sei denn, man kehrt zu Platons Idealismus der „Anamnesis“ oder Plotins „Ausströmen des Ur-Einen“ zurück, wodurch dem Einzelnen suggeriert wird, er könne Wahrheit erkennen bzw. sich ihr wenigstens nähern. Doch dem halte ich persönlich entgegen: Der Mensch kann zwar eine subjektive Erkenntnis innerhalb seiner begrenzten physischen Möglichkeiten erlangen, jedoch nicht als externen Beobachter dieses Denksystems beurteilen, ob er in die richtige Richtung, ergo in Richtung Wahrheit denkt, weil er die Wahrheit nicht kennen kann – denn „in Wahrheit (ist) alles unsicher und im Schwanken begriffen“.

Dennoch darf ich dem menschlichen Denken keineswegs den kausalen Sinn absprechen: Wir denken, um eine konkrete Fragestellung zu beantworten, wodurch wir Teilschritte lösen und zu einem Mosaik der Erkenntnisse gelangen: zum Fortschritt. Evolutionär synthetisieren Erkenntnisse zunächst die Möglichkeit, die menschlichen Ressourcen effektiver zu nutzen. Dabei stützt sich dieser fortschreitende Prozess zwangsläufig auf das Bisherige, reagiert auf dessen Unvollkommenheit, adaptiert und optimiert sie. Denn beispielsweise erfindet kein Generation das Rad neu, der Mensch hinterfragt nicht, ob nicht der Steinkeil seinen Zweck besser erfüllen könnte als die Eisenwaffe. Das ist zugegebenermaßen banal, weist jedoch darauf hin, dass der Fortschritt aus den Ungewissheiten und Unzulänglichkeiten der bisherigen Erkenntnisse erlangt wird, sich aber gleichzeitig aber auch auf sie stützen muss.

Dabei ist dieser bloße Nutzen-Fortschritt, der aus Notwendigkeit erzwungen wird, die Vorstufe dessen, was ich als „denkenden Fortschritt“ bezeichnen möchte. Freilich resultiert Fortschritt stets aus dem Intellekt, doch richtet sich der Fortschritt der Antike, Renaissance, Aufklärung sowie – mit Einschränkungen – der Moderne darauf, Wissen per se zu erlangen, ohne einen eigentlichen Nutzen daraus zu ziehen. Somit dienen das aristotelische Sammeln von Informationen, deren Eingliederung in Systeme und ihre enzyklopädische Erfassung dem

Streben, Wissen zu erlangen – also: Erkennen und Fortschritt durch Denken zugunsten des Denkens.

Der Mensch kann nur dadurch seinen Fortschritt – abseits der natürlichen Evolution – selbstständig kreieren, wenn er Kants Frage nach der menschlichen Erkenntnisfähigkeit jeden Tag auf Neue stellt und denkt, weil er realisiert, sich dem Ideal der vollständigen Erkenntnis niemals nähern zu können.

Während diese Art des Fortschritts sich Fragen beantwortet und neue eröffnet und, indem die Natur das Objekt des denkenden Subjekts darstellt, tendiert die moderne Naturwissenschaft beinahe obsessiv dazu, den Fortschritt einer „zweiten Natur“ zu erlangen (vgl. Žižek). Nicht mehr die Natur steht im Zentrum, sondern ihre Optimierung, nicht die natürliche Instanz, sondern die menschliche Fähigkeit, diese zu adaptieren. Dies bedeutet nicht, dass die Erkenntnis um der Erkenntnis willen quasi vollständig einen Rückschritt zur Nutzen-Wissenschaft erlitten hat, doch befand sich die Wissenschaft noch nie zuvor in der bedenklichen und äußerst prekären Lage, ihre Tätigkeit materiell oder rein ergebnisorientiert rechtfertigen zu müssen. Wenn jedoch das wissenschaftliche Streben nach Wahrheit dem Streben nach Nutzen weicht, bedeutet dies auch, von Humboldts „universitas“ in den sophistischen Begriff von Erkenntnis und Wissenschaft zurückzufallen, dessen Bildung auf bloße Ausbildung zwecks oberflächlichem Schein und Anwendbarkeit reduziert ist.

Das genügt nicht: Denn das schließt auch mit ein, den Denkprozess der Erkenntnis nicht an eben dem Objekt zu orientieren, welches sich Schritt für Schritt aus den offenen Fragen und ungelösten Problemen eines evolutionären Erkenntnisvorgangs sowie dem unsicheren Wahrheitsgrad des Bisherigen konstituiert. Vielmehr bedeutet die Forschung nach Nutzen, das Objekt des Erkenntnisprozesses dadurch zu charakterisieren, dass es unbedingt auch ein Resultat erbringen muss.

Wie bereits erörtert, ist Erkenntnis meines Erachtens jedoch kein Resultat, sondern ein Provisorium. So kann wohl auch in der Wissenschaft keine Erkenntnis unbedacht als objektiv wahr gewertet werden, solange sie nicht aus historischer, räumlicher oder traditioneller Distanz hermeneutisch geprüft werden – freilich auch dann noch unter der Einschränkung, dass Distanz zur Erkenntnis nicht zwangsläufig eine größere Nähe zur realen Wahrheit voraussetzen muss. Wie beispielsweise Marie Curie die Vollständigkeit ihrer Arbeit nicht korrekt einschätzen konnte und schließlich daran zugrunde ging, muss sich Wissenschaft generell stets dessen gewahr sein, dass eine Erkenntnis auch fehlerhaft sein kann.

Zwar ist dadurch „unsere Unwissenheit [...] grenzenlos“, doch müssen wir versuchen sich ihrer Grenze zu nähern. Darin beginnt essentiell auch Fortschritt: Nur wenn nichts gewiss ist, muss man sich Sicherheiten schaffen – und seien es auch nur trügerische, weil provisorische Sicherheiten. Fortschritt setzt ein, wo sich der Einzelne seiner Unwissenheit bewusst ist und sie schrittweise beseitigen will. Nur hierin geben sich Erkenntnis, Falsifikation und Adaption derselben sowie der dadurch neu angeregte Erkenntnisprozess die Hand und initiieren einander. Damit ist Erkenntnis nicht ein Ziel, sondern ein Weg und ergo auch der Stein, der den Fortschritt des „Sich-ständig-neu-Fragens“ in Bewegung versetzt.

Der Mensch verfügt über die Freiheit, sich seine Welt vor Augen zu führen, sie zu reflektieren und im Gegensatz zu anderen Lebewesen, sie durch Verständnis und Erkenntnis zu adaptieren, indem er den Schritt vorwärts wagt, auch auf die Gefahr hin, zwei Schritte vor sich ein neues Ziel zu sehen und hinter sich nur „unsicher(en) und im Schwanken begriffen(en)“ Boden zu entdecken. Weil der Mensch erkennt, dass er nichts objektiv erkennen kann, muss er versuchen subjektiv zu erkennen. Verharrt er beim status quo, negiert er seine Möglichkeit des Fortschritts, verliert das Ideal der stets fortschreitenden Erkenntnis oder verfällt der Utopie einer absoluten Wahrheit und ignoriert damit das Abenteuer des Denkens.